

# Hellebard' und Leopard

Autor(en): **Meyer, Werner / Stalder, Ursula**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **112 (1986)**

Heft 1

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-597275>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Hellebard' und Leopard

Wir schreiben das Jahr 1300. Ort der Handlung: der hintere Raum einer Fischertaverne am Ufer des Vierwaldstättersees. (Rund 300 Jahre später wird diese Spelunke durch das stattliche Gasthaus «zum Treib» ersetzt werden.) Anwe-

Von Werner Meyer\*

send sind verschiedene Honoratioren aus Uri, Schwyz und Unterwalden ob und nid dem Kernwald. Soeben hat der Wirt einen neuen Holzkübel Wein auf den Tisch gestellt und sich diskret in den vorderen Schankraum verzogen, da ergreift Werner Stauffacher das Wort und legt polternd los: «Liebe Freunde, so geht das nicht weiter. Wir haben uns zwar vor neun Jahren gegenseitige militärische Hilfe zugesichert, aber was ist seither geschehen? Habsburg hat schwer gerüstet, wir wissen, dass die Ritter im Aargau überall in den Städten Schwerter, Spiesse und Helme kaufen, und was machen wir?! Unsere besten Krieger lassen sich von den österreichischen Herren als Söldner anwerben, und die vor fünf Jahren erstellten Pläne für den Bau von Letzimauern sind wegen zu hoher Kosten in einer Truhe ver-

sorgt worden, wo sie bis zum Jüngsten Tag vor sich hin schimmeln ...»

«Halt», fährt der Freiherr von Attinghausen dazwischen, «diese Schwarzmalerei ist völlig übertrieben. Wir wissen ja nicht einmal, ob Habsburg gegen uns überhaupt feindliche Absichten hegt ...»

«Und überhaupt», mischt sich Winkelried aus Nidwalden ein, «unserem Vieh- und Milchexport, ganz zu schweigen von den Verkehrsabgaben, dient eine friedliche Lösung mehr als ein bewaffneter Konflikt!»

Stimme aus dem Hintergrund: «Warum verschweigst du, dass du fast deinen ganzen Besitz von Österreich zu Lehen trägst?»

Über diese widerstreitenden Äusserungen geraten die Anwesenden dermassen in Aufregung, dass sie, getrennt in zwei Parteien, mit Fäusten, Stuhlbeinen, Dolchen und Schwertern übereinander herfallen würden, wenn nicht der Wirt hereingestürzt käme und mit einem derben Knüppel für Ruhe sorgen täte. (Ihm geht es vor allem um das Mobiliar, bei dessen Zerstörung er den Schaden allein tragen müsste.)

Wie sich nach einem kräftigen Zuprosten die Gemüter wieder beruhigen, einigt man sich auf einen Kompromiss, der darin besteht, dass man gemeinsame Rüstungen zu betreiben vorsieht, sich gleichzeitig aber verpflichtet, jegliche provokative Äusserungen und Taten zu vermeiden. (Stauffacher enthält sich bei diesem Punkt der Stimme, da er für die Schwyzer, die sich widerrechtlich auf Einsiedler Klostergebiete niedergelassen haben, keine Garantien zu übernehmen vermag.)

Wie nun die gemeinsamen Rüstungen besprochen werden, zieht Ritter Ulrich von Schweinsberg (wie man heute weiss, ein Strohmännchen des Attinghausers) unter dem beifälligen Kopfnicken verschiedener Herren vornehmen Standes ein beschriebenes Pergament aus dem Wams und hebt an: «Meine Herren, wir wissen, dass sich mit der Einführung schwerer Schlachtrosse und dem Aufkommen massiver Harnische die Kriegführung entscheidend verändert hat. Nach dem bewährten Grundsatz, dass Qualität vor Quantität geht (das wollen wir unseren Nachfahren als wertvolles Vermächtnis weitergeben), ist für uns nur das Beste gut genug.

Zusammen mit weiteren Experten habe ich vorsorglich eine Reise zu den bekanntesten Waffenschmiedern Europas unternommen, um das für uns geeignetste Panzermaterial aufzutreiben. Ich kann Euch nun einen Harnisch vorstellen und zur Anschaffung empfehlen, der auf Jahrzehnte hinaus nicht übertroffen werden kann. Er wird in deutschen Landen hergestellt und verhilft seinem Träger zur Kampfkraft eines Leoparden, eines fremden Ungeheuers, das einige von Euch bei der letzten Durchreise des Kaisers in dessen Tierpark vielleicht gesehen haben.»

Die vornehmen Herren klatschen Beifall, die paar Vertreter des einfachen Volkes blicken skeptisch und fragen vorsichtig nach dem Preis. «Gute Ware ist nicht billig», heisst die Antwort, und Schweinsberg nennt einen Stückpreis, der dem Wert einer Alp samt hundert guten Milchkühen entspricht. Wie man sich überlegt, wie viele Panzer des Typs Leopard überhaupt angeschafft werden könnten, kommt man – unter dem Vorbehalt, dass die Zolltarife am Gotthard zu verdoppeln seien – auf zwanzig Stück. «Und damit wollt Ihr den Krieg gegen Habsburg gewinnen?» fragt höhnend ein gewisser Indergand aus Uri. «Von solchen Fragen verstehen Gemeine nichts», lautet die hochmütige Antwort, «und ausserdem haben wir mit der Reise und mit den ganzen Verhandlungen, ein-

\*Werner Meyer ist Professor für ältere Schweizer Geschichte am Historischen Seminar der Universität Basel.



schliesslich der Schmiergelder, schon so viel Geld aus eigener Tasche investiert, dass wir nicht mehr zurückkriechen können. Und überhaupt müssen wir gar keinen Krieg gewinnen, sondern nur durch Vorzeigen unserer Kriegsbereitschaft den Habsburger davon abhalten, in unsere Länder einzufallen. Zwanzig Reiter mit Leopardenharnischen sind in der Lage, unter den dreitausend gepanzerten Rittern Österreichs derartige Verluste zu bewirken, dass für jeden vernünftigen Politiker und Heerführer ein solcher Eintrittspreis viel zu hoch wäre.» (Schon um 1300 herrscht offenbar der unbegründete Glaube an die Vernunft von Politikern und Generälen.)

Auf einmal erhebt sich im Hintergrund ein riesiger Kerl mit dröhnender Stimme und unverkennbarem Bristener Dialekt. (Niemand kennt ihn, deshalb notiert auch der Chronist seinen Namen nicht.) Dieser Hüne erklärt unverblümt: «All das ist dummes Zeug! Mit diesem blöden Panzer lassen wir uns den Kampf in der Ebene aufzwingen.

Wir sollten uns *dort* schlagen, wo wir die Stärkeren sind: im unwegsamen Gebirge. Da liegen haufenweise Steine als Gratismunition herum, und was wir brauchen, ist eine billige Hieb- und Stichwaffe, mit der wir die verdammten Panzer der Ritter knacken können. Jeder Bauer kann mit dem Gertel umgehen, den er tagtäglich benützt. Wohlan, geben wir diesem Werkzeug einen langen Stiel und vorne noch eine Spitze zum Stechen, und dann wollen wir einmal schauen, wieviel den Rittern ihr moderner Harnisch noch nützt.»

Auf diese Worte des Unbekannten breitet sich nachdenkliches Schweigen aus. Selbst die Befürworter des Panzergeschäfts wagen es nicht zu widersprechen, aus Angst, der unheimliche Kerl könnte sich handgreiflicherer Argumente bedienen. So wird die Herstellung von einigen tausend Stück dieser neuen Waffe beschlossen, der man den Namen «Halbarte» gibt.

Es stellt sich dann später heraus, dass der gesamte Anschaffungspreis etwa knapp die Hälfte eines einzigen Harnisches vom Typ «Leopard» ausmacht. Dieser Betrag kommt übrigens nur den zahlreichen Dorfschmieden zugute, während sich die vornehmen Herren die erhoffte Provision des in die Binsen gegangenen Panzergeschäftes ans Bein streichen können. Und was diese selbsternannten Experten später am meisten verblüfft und so sehr bewegt, dass sie die Erfindung der Halbarte als ihre eigene Leistung ausgeben: 1315 erringen die Eidgenossen am Morgarten dank unkonventioneller Kampfweise und noch unkonventionellerer Bewaffnung über ein mit modernen Panzern ausgerüstetes Ritterheer einen unerwarteten Sieg.

Und das weitere Schicksal des Unbekannten? Sein Auftritt an

der denkwürdigen Zusammenkunft wird ihm als Todsünde ausgesetzt: Er hat den Mächtigen widersprochen – was man in einer ordnungsliebenden Demokratie nie tun darf – und dabei erst noch recht behalten. Eine harmlose Bagatelle, eine kleine Schlägerei an der Fastnacht, dient als willkommener Vorwand, ihn auf Lebzeit des Landes zu verweisen. Das hindert ihn nicht daran, an der Schlacht am Morgarten mit einer kleinen Schar weiterer Verbannter knapp ausserhalb der Landesgrenze mitzukämpfen. Ob er gefallen, mit dem Leben davongekommen, begnadigt worden oder in der Fremde gestorben ist, wird gegenwärtig von den Historikern noch untersucht ...

